

**Zeitschrift:** Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société Suisse-Asie

**Herausgeber:** Schweizerische Asiengesellschaft

**Band:** 10 (1956)

**Heft:** 1-4

**Buchbesprechung:** Bücherbesprechungen = Comptes rendus

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 03.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## BÜCHERBESPRECHUNGEN · COMPTES RENDUS

*Conferenze* tenute all'Istituto Italiano per il Medio ed Estremo Oriente. Serie orientale Roma sotto la direzione di GIUSEPPE TUCCI. Volume VII. 197 p. Roma, Istituto Italiano per il Medio ed Estremo Oriente, 1955.

Im ersten der hier veröffentlichten Vorträge analysiert HENRY CORBIN Visionsberichte von Avicenna (Ibn Sînâ), welche die Gefangenschaft der Seele und ihre Befreiung symbolisieren. Dabei vertritt der «Westen» die uns vertraute Welt, der «Osten» dagegen das Reich der Seele, das Land des spirituellen Sonnenaufgangs. Als Symbol dieser Befreiung dient der Vogel, der dem Netze des Jägers entrinnt. Auch der Visionsbericht von Salâman und Absal wird in den Dienst dieses Symbolismus gestellt, indem die beiden den kontemplativen und den aktiven Intellekt vertreten, den Menschen des Lichtes und der Erde, was letzten Endes auf den iranischen Dualismus von Geist- und Körperwelt zurückgeht.

NAMIO EGAMI weist auf Grund der historischen Überlieferung aus der Zeit der Mongolenherrschaft in Zentralasien sowie eigener Ausgrabungen nach, daß der Abgesandte von Papst Nikolaus IV., Giovanni da Monte Corvino, einen Fürsten aus der Dynastie der Oengüts, den er zum Christentum bekehrte, die erste christliche Kirche in der Mongolei erbauen ließ. Diese Fürsten galten nach Berichten von Marco Polo und Odorico da Pordenone als Abkömmlinge jenes geheimnisvollen Priesterkönigs Johannes, für den seit dem 12. Jahrhundert in Europa ein lebhaftes Interesse bestand.

MIRCEA ELIADE widmet der Geheimsprache der Schamanen, deren sie sich in der Ekstase bedienen, eine interessante Untersuchung. Es werden dabei auch Bewegungen und Schreie verschiedener Tiere, insbesondere von Raubvögeln, nachgeahmt, womit sich dann Worte in einer unverständlichen Sprache verbinden. Damit hängt der Glaube zusammen, daß der Schamane die Sprache der Tiere verstehe, was ihm auch jene Allwissenheit verleihen soll, die den Tieren zugeschrieben wird. Wenn sich der Schamane in der Ekstase in verschiedene Tiere verwandelt fühlt, handelt es sich jedoch nicht um Besessensein von ihnen, sondern im Gegenteil um ihre Meisterung, um Aneignung ihrer geheimen Kräfte.

JEAN FILLIOZAT behandelt die vishnuitische Frömmigkeit im Tamillande und zeigt, wie schon ein Dichter des 8. Jahrhunderts eine Vishnu- und Çivabhakti vertritt, die starke Anlehnung an den Vedânta aufweist. Gegenstand der Verehrung ist besonders das Krishnakind, aber auch Kumâra und Sanatkumâra, dem «Ewig Jungen», kommt solche zu, ja selbst Ganeça erscheint gelegentlich als Kleinkind. Die südindische Form der Bhakti hat dann bei Râmânuja, der ja selbst dem Süden entstammte, ihre philosophische Begründung gefunden und wird heute noch von den Âlvârs gepflegt.

PIERRE HUMBERTCLAUDE berichtet über jene japanischen kolorierten Manuskripte, die im 17. Jahrhundert ihre Blütezeit erlebten und ausgezeichnet sind durch das dazu verwendete Luxuspapier und leuchtende mineralische Farben. Sie enthalten Erzählungen lehrhaften Inhalts für die Jugend der höheren Gesellschaftskreise und sind deshalb an Fürstenhöfen entstanden. Sie sollen Religion und Sitte in anziehender Form vermitteln, aber auch höfische Künste wie Reiten und Jagen lehren, meist durch Geschichten aus der Heldenzeit, die unseren Ritterromanen vergleichbar sind. Manche dieser Erzählungen sind für die vergleichende Literaturwissenschaft von Bedeutung, so etwa durch überraschende Parallelen zum Motiv der eifersüchtig gehüteten Kostbarkeit, zur Rückkehr und Rache des Odysseus, zum Ritter mit dem Schwan.

In dem Vortrag von JACQUES MASUI wird uns die Bedeutung von Shri Aurobindo als eines geistigen Führers des modernen Indien eindrucksvoll nahegebracht. Sein philosophischer Standpunkt vereinigt Vedânta und Tantra in sich und kann als «realistischer Monismus» gekennzeichnet werden, am ehesten vergleichbar mit der Lehre Râmânujas, dem auch Tagore nahestand. Seine Betätigung im Dienste der Befreiung Indiens ließ ihn zum Propheten des indischen Nationalismus werden. Nachdem er sich nach Pondichéry zurückgezogen, lebte er ganz seiner spirituellen Weiterentwicklung, die entscheidend vom Yoga bestimmt wurde und in seinem Hauptwerk *The Life Divine* ihren Ausdruck fand. Hier erklärt er den Vedânta neu und bringt ihn in Beziehung zum gegenwärtigen Zustand der Welt und seiner Vision von der Zukunft der Menschheit, die vom Geistigen aus gestaltet werden muß.

E. H. VON TSCHARNER widmet dem chinesischen Theater, das er während seines fünfjährigen Aufenthaltes in Peking aus eigener Anschauung kennenlernte, eine Betrachtung, die sowohl die historische Entwicklung als auch die gegenwärtige Gestaltung des chinesischen Schauspiels umfaßt. Die allgemeinen Elemente dieser Bühnenkunst gehen ins höchste Altertum zurück, es verbinden sich dabei Musik, Tanz und Gesang mit Deklamation und Mimik, Fechten und Faustkampf, sogar Akrobatik. Es waren einst Pantomimen und Ballette, die in symbolischer Form historische und sagenhafte Ereignisse wiedergaben. Die heutige primitive Szenenausrüstung kennt weder Vorhang noch Kulissen, und alles wird durch konventionelle Symbole oder ganz einfache Vorrichtungen dargestellt; so vertritt ein Ruder das Schiff, eine bestimmte Folge von Gebärden deutet an, daß man eine Türe öffnet oder schließt. An das indische Drama, aber auch an den antiken Mimus erinnern die typischen Rollen: der Ehrenmann, der Gewalttätige und Bösewicht, der Spaßmacher. Die Ausbildung der chinesischen Schauspieler ist eine sehr strenge und erstreckt sich über Jahre, ähnlich wie die der südindischen Kathakalitänzer. – Der Abhandlung sind eine Reihe sehr instruktiver Photos von Schauspielern in typischen Situationen beigegeben, wobei man nur die akustische Begleitung vermißt, die den Vorträgen E. H. von Tscharners über das chinesische Theater so große Le-

bendigkeit verleiht und geeignet ist, uns in eine Vorstellung mit ihrem gelegentlichen Heidenlärm zu versetzen.

E. ABEGG

MARGARETE RIEMSCHEIDER, *Die Welt der Hethiter*. Mit einem Vorwort von H. Th. Bossert. 4°, 259 p., 108 pl., 1 carte. Zurich, Fretz & Wasmuth, 1954.

HARTMUT SCHMÖKEL, *Ur, Assur und Babylon*. Drei Jahrtausende im Zweistromland. 4°, 302 p., 118 pl., 1 carte. Ibid. 1955.

Ces deux volumes ouvrent une nouvelle collection intitulée «Große Kulturen der Frühzeit», que dirige H. Th. Bossert, et dans laquelle sont annoncés déjà : *Die Welt der Ägypter, Kreta und Mykene, Die Welt der Perser*.

Le premier est donc consacré à ces Hittites qu'on ne connaissait, au début du XIX<sup>e</sup> siècle, que par quelques passages de la Bible où ils sont appelés tantôt «fils de Heth», tantôt *Hittim* d'après la vocalisation massorétique. Les voyageurs certes avaient signalé, en Haute-Syrie et en Anatolie, des monuments, des inscriptions qui paraissaient devoir leur être attribués, mais demeuraient rebelles à toute interprétation. En 1893-94, la mission Chantre découvre des fragments de tablettes cunéiformes à Boghaz-Köy, à 150 km à l'est d'Ankara; Winckler y fouille dès 1906 et met au jour des milliers de ces documents, que parviendra à déchiffrer, en 1916, le Tchèque B. Hrozný. Il y reconnaît une langue indo-européenne et, grâce à lui, les Hittites vont désormais nous révéler eux-mêmes leur histoire, du 3<sup>e</sup> millénaire jusque vers 1200 avant notre ère où, ruiné par l'invasion phrygienne, leur empire sombre dans l'oubli. D'autres textes, rédigés dans une écriture hiéroglyphique, sont aujourd'hui, sinon clairs, du moins d'interprétation possible, H. Th. Bossert ayant découvert en automne 1947, à Karatepe, une magnifique inscription bilingue, phénicienne-hittite hiéroglyphique. Les lacunes restent considérables, mais ce que nous savons permet une synthèse, naturellement provisoire. En 1936 déjà, L. Delaporte pouvait consacrer aux Hittites un volume entier de la collection Berr<sup>1</sup>; en 1952, c'est O. R. Gurney qui mettait, dans un excellent petit livre<sup>2</sup>, l'acquis à disposition du grand public. Progressivement les Hittites ont ainsi repris dans l'histoire la place qui fut la leur, et on a rendu justice à une civilisation dont on avait trop dit qu'elle n'était pas particulièrement attrayante. Il manquait cependant, pour apporter la preuve définitive de cette importance, un ouvrage qui, réunissant une large documentation photographique, permît d'en apprécier l'ensemble. C'est le grand mérite de Mme Riemschneider de nous l'avoir procuré. L'essentiel de la sculpture et de l'architecture hittites qu'ont révélé les sites de Boghaz-Köy, Yazilikaya, Alaca Hüyük, Senjirli, Karatepe, Gezbeli, etc., se trouve dans ces 108 plan-

1. *Les Hittites*, Paris, La Renaissance du livre (L'Evolution de l'humanité VIII bis).

2. *The Hittites*, Londres, Penguin Books (A 259).

ches de présentation parfaite et judicieusement choisies. La plupart de ces documents – dont quelques-uns sont d'ailleurs inédits – étaient jusqu'ici dispersés dans des publications que leur caractère scientifique ou leur prix rendaient inaccessibles au grand public. C'est dire l'intérêt de ce recueil où l'on ne regrettera guère que quelques omissions (pourquoi n'avoir donné ni une vue générale, ni un plan de Boghaz-Köy, capitale de l'empire?), et une grave méprise: le «Löwe aus Nordsyrien» de la pl. 62, attribué à la «Spätzeit mit stark assyrischem Einschlag» est, malgré sa ressemblance avec celui de Kartemish (pl. 55), un lion étrusque du VI<sup>e</sup> siècle, provenant de Vulci<sup>3</sup>! Pp. 237–250, Mme R. commente chacune des illustrations; en dépit de la brièveté nécessaire, on eût souhaité quelques détails – indication du musée où est déposé l'objet représenté et, parfois, allusion à sa découverte: ainsi le bas-relief d'Ivritz (pl. 45) est le premier monument hittite signalé dans un ouvrage moderne; il est en effet décrit dans la relation du Français d'origine suédoise Jean Otter qui traversa la partie méridionale du plateau d'Asie mineure en janvier 1737<sup>4</sup>. Une bonne bibliographie (pp. 251–254) permet à qui le désire de recourir aux sources principales. Une copieuse introduction enfin (pp. 9–124) tente de définir les caractères principaux de la civilisation hittite. Après un aperçu historique, Mme R. esquisse la structure sociale et juridique, dépeint la vie quotidienne, explique la religion et montre, en faisant constamment référence aux illustrations, ce qu'ont été la sculpture, l'architecture et la littérature hittites. Sans jamais faire étalage de son érudition, elle sait présenter les choses de façon vivante; son exposé, d'une langue fluide et précise, se lit avec plaisir. Mais, en marge, que de points interrogatifs ou exclamatifs sont nécessaires! Bien de fois, Mme R. demande manifestement aux textes plus qu'ils ne peuvent offrir; quand elle ne les tait pas, elle fait bon marché des obscurités qui subsistent, si nombreuses et si graves, dans leur interprétation. Rien n'autorise, en particulier, les équivalences qu'elle propose en identifiant les divinités du panthéon hittite. Et quelle qu'ait été la jovialité de ces Asianiques, il y a pour le moins outrance à ne voir qu'ironie et plaisanteries dans les textes, épiques ou autres, qu'ils ont laissés. Enfin Mme R. a, sur la chronologie et l'importance de l'écriture hiéroglyphique, des idées fort personnelles qu'on doit considérer comme une profession de foi, non comme l'aboutissement d'une démonstration rigoureuse. Elle ne dit d'ailleurs presque rien de la langue, ni de son déchiffrement. Lacune malheureuse, signe aussi que l'auteur n'a guère d'estime pour ceux qui s'attachent d'abord aux textes et courent le risque d'y achopper. Mais il y a des trébuchements salutaires, et l'on regrettera l'illusion que fera naître l'assurance de Mme R. chez les nombreux lecteurs que son livre mérite.

3. L'erreur est relevée par H. et I. Jucker dans leur catalogue de l'exposition de Zurich, 1955: *Kunst und Leben der Etrusker*, n° 105, p. 67. [Cf. aussi R. Werner, *Bibliotheca Orientalis* 12 (1955), p. 83.]

4. *Voyage en Turquie et en Perse*, Paris 1748, I, p. 64.

L'entreprise de H. Schmökel était à la fois plus facile et plus compliquée : l'histoire de la Mésopotamie est mieux assurée que celle des Hittites, sa civilisation plus familière au grand public (il suffit de rappeler ici l'admirable album de Christian Zervos ou le récent essai de G. Contenau<sup>5</sup>), mais elle apparaît aussi beaucoup plus diverse, plus composite. Au cœur de l'Asie occidentale, limitrophe de l'Arabie, de la Syrie, de l'Asie mineure, de l'Arménie et de l'Iran, la Mésopotamie fut naturellement le site d'élection des souverains qui groupèrent cet ensemble de pays sous leur domination. De plus, le nord, entre le Kurdistan et l'Euphrate, occupé par des Sémites, est un tout autre pays que le sud où les vallées s'ouvrent, les falaises s'écartent et les fleuves divaguent dans un immense delta où commence l'histoire que M. S. raconte dans les douze chapitres de son introduction. Au début du 3<sup>e</sup> millénaire, les Sumériens venus – de quelle région? – à Eridu qui est alors au bord du golfe Persique, s'installent à Uruk. Très vite le commerce se développe, comme l'attestent les cylindres de l'Indus, les objets d'Égypte ou les ivoires indiens livrés par les fouilles. L'agriculture s'étend grâce à un système d'irrigation perfectionné. A l'époque de Djemdet-Nasr (environ 2800), ainsi nommée d'après le site – à 40 km au nord-est de Babylone – où l'on a trouvé d'abord cette céramique rouge et noire répandue bientôt dans toute l'Asie antérieure –, la glyptique et la sculpture sont déjà de haute qualité (cf. la « dame de Warka », pl. 11). Vers 2600 arrivent, de la région syro-arabe, les premiers Sémites, attirés par la richesse et la fécondité du pays de Sumer ; ils s'arrêtent à Mari, puis à Kish et dans la Diyala (où seront découvertes les statuettes d'orants, en albâtre, dont les pl. 19 et ss. offrent quelques magnifiques exemplaires). Les villes se fortifient, dominées par les ziggurats, ces tours à étages élevées sur la terrasse des temples. Au sud, à Ur et à Lagash notamment, la civilisation sumérienne atteint son zénith ; l'art perd en abondance pour gagner en vérité et, réduisant l'accessoire, s'attache à l'effet direct, elliptique, qui donne aux œuvres de cette époque une puissance incomparable. Mais les Sémites s'enhardissent : Sharrukenu/Sargon règne à Agadé sur les « quatre régions du monde » et, après une renaissance sumérienne (époque de Gudéa et de Shulgi, le fils de Urnammu), le nord est définitivement maître du pays. Nous sommes au début du 2<sup>e</sup> millénaire ; à travers les lettres de Mari, M. S. évoque les grandes figures d'alors, de Shamshi-Adad, roi d'Assur, à Hammurabi, le roi législateur et conquérant de Babylone. Les Hittites entrent en scène et, malgré les Cassites qui relèvent les ruines et restaurent les temples, la chute est proche. L'Égypte intervient, Babyloniens et Mèdes abattent Ninive, tandis qu'au dernier acte, Babylone elle-même succombe sous les coups des Perses Achéménides qui, jusqu'à l'arrivée d'Alexandre, présideront aux destinées de l'Orient. La Mésopotamie, lentement, retourne au

5. C. Zervos, *L'art de la Mésopotamie de la fin du quatrième millénaire au XVe siècle avant notre ère*, Paris, Ed. « Cahiers d'art », 1935 – G. Contenau, *La vie quotidienne à Babylone et en Assyrie*, Paris, Hachette, 1950.

désert; en 1165 de notre ère, Benjamin de Tudèle trouvera le palais de Nabuchodonosor infesté de serpents et de scorpions. Partout «Trümmer, Wüste, endlose Weite», selon la légende de la première des planches que M. S. a choisies, avec un sûr discernement et beaucoup de goût, pour illustrer son exposé (on lui saura gré d'y avoir fait une place si généreuse aux ivoires, aux cylindres, aux objets de parure et d'utilisation quotidienne); il les commente, pp. 273-288, avec une précision qui doit servir de modèle aux ouvrages de cette collection, et les fait suivre d'une bibliographie dont les spécialistes eux-mêmes tireront profit<sup>6</sup>. Dans la chaîne historique de son récit intervient constamment la trame «humaine»: renseignements ethnographiques et anthropologiques, observations sur la musique, le droit, la pédagogie, la médecine et, appuyées sur de nombreux textes, la littérature. Ainsi nous devenons sensibles au prestige d'une civilisation ressuscitée, et un peu moins abstraits des labeurs de ces peuples, de leurs mœurs, de leurs intérêts. A tous égards, l'ouvrage de M. S. est une réussite.

G. REDARD

MARCO POLO, *La Description du Monde*. Texte intégral en français moderne avec introduction et notes par LOUIS HAMBIS. Gr. 8°, XVIII + 434 p., 1 carte, 10 ill. en couleurs. Paris, Klincksieck, 1955.

*Le Livre de Marco Polo ou le Devisement du Monde*. Texte intégral, mis en français moderne et commenté par A. T'SERSTEVENS. 8°, 348 p., 16 pl., ill. Paris, Albin Michel, 1955.

Prisonnier des Gênois après la défaite des Vénitiens à Curzola, le 7 septembre 1298, Marco Polo dicta au Pisan Rustichello, sans doute son compagnon de captivité, les souvenirs amassés durant les vingt-cinq années de son prodigieux périple asiatique. Rustichello écrivit en «français», comme il l'avait fait déjà pour sa compilation des romans de la Table Ronde. Ce fut un succès de librairie, qu'attestent les nombreux manuscrits copiés ou traduits de l'original – perdu – qui nous sont parvenus: 143 recensés jusqu'ici, en français, latin, vénitien, catalan, aragonnais, et qu'on range en deux groupes. Le premier, très riche, a pour archétype le ms. 1116 de la Bibliothèque Nationale de Paris (début XIV<sup>e</sup> s.). Au second appartiennent notamment un texte italien publié en 1559 par Ramusio dans ses *Navigazioni et Viaggi*, l'*Ambrosianus* de 1795 découvert par Luigi Foscolo Benedetto et copie d'un ms. du XV<sup>e</sup> s. qui fut retrouvé, par les soins de Sir Percival David, dans la bibliothèque du Chapitre de la cathédrale de Tolède, le 7 décembre 1932. L'imprimerie confirma la fortune de l'œuvre: la première édition allemande, parue en 1477, précéda les

6. On pourrait y ajouter les 2 volumes consacrés par Jacques Pirenne à *La civilisation sumérienne* et à *La civilisation babylonienne*, Lausanne, Guilde du livre, 1944 et 1945 (Coll. «Gai Savoir», n<sup>os</sup> 4 et 8).

versions vénitienne (1496), portugaise (1502), espagnole (1503), française (chez Vincent Sertenas, Paris 1556), anglaise (1579), hollandaise (1664), puis russe (1826), tchèque (1868), etc., jusqu'aux récentes versions chinoise, japonaise et mongole. Avec le XIX<sup>e</sup> s. apparaissent les éditions critiques en Angleterre, en Italie et en France où l'on relève celle de la Société de géographie en 1824 et celle de Pauthier, chez Didot, en 1865. Mais la première qui mérite vraiment ce nom est procurée en 1871 par Henry Yule (Londres, Murray; 2<sup>e</sup> éd. 1875) que reprendra et améliorera le sinologue Henri Cordier (dernière éd. 1926). En 1928, L. Foscolo Benedetto présentait un texte nouveau, enrichi notamment des passages contenus dans le seul *Ambrosianus*, et établissait le stemma des manuscrits existants. De leur côté Paul Pelliot et A. C. Moule collaboraient à une édition dont seuls parurent, en 1938, les volumes I et II<sup>7</sup> où Moule, utilisant pour la première fois le manuscrit de Tolède, tentait de restaurer le texte original. Mais il s'agit là de publications savantes ou de luxe<sup>8</sup>, inaccessibles au profane qui ne disposait jusqu'ici, du moins en langue française, d'aucune édition courante et sérieuse. Le 700<sup>e</sup> anniversaire de la naissance du voyageur (1954-55), fastueusement célébré par Venise<sup>9</sup>, fut l'occasion de combler cette lacune; il suscita en effet, dans maint pays, de nouvelles éditions. Tandis que paraissait à Rome la seconde de P. Rivolta<sup>10</sup>, à Moscou celle de I. N. Minayev<sup>11</sup>, etc., les deux ouvrages annoncés ici étaient publiés en France. Ils sont de caractère et d'importance très différents, malgré la similitude de leurs titres.

C'est pour «remplir ... l'immense ennui qu'il éprouvait à ne plus voyager lui-même» qu'A. t'Serstevens a «mis en français et commenté» le texte du *Devisement du Monde*. Il a, pour l'établir, confronté quatre sources: le ms. 1116 de la B.N., puis, qui appartient au même groupe, le plus beau des 16 manuscrits de la version française courte, à savoir le *Livre des Merveilles* provenant de la bibliothèque du duc Jean de Berry et célèbre pour ses 84 miniatures (B.N. 2810); enfin le texte publié en 1824 par la Société de géographie et celui de Pauthier (1865). L'édition de Benedetto, dont on a dit l'importance, n'a pas été considérée; l'expression «texte intégral» que contient le titre est donc pour le moins relative. Il est vrai que le travail de t'S. n'est pas un «labeur d'archéologue, mais une œuvre d'écrivain»; ré-

7. La guerre, puis la mort de Pelliot (1945) empêchèrent la publication du commentaire prévu; elle sera faite, nous apprend M. Hambis, «dès que les circonstances le permettront».

8. Ainsi la traduction en français moderne, annotée d'après les sources chinoises par A. J. H. Charignon, 2 vol., Pékin 1924-26, ne fut tirée qu'à 550 exemplaires.

9. Expositions d'art chinois, cartographique de l'Extrême-Orient, des codices et des éditions du «Milione», etc. en juin-octobre 1954; voir le remarquable libelle publié à cette occasion par la Municipalité de Venise, avec texte, richement illustré, de G. Dainelli.

10. *Il libro di Marco Polo detto Milione. Nella versione trecentesca dell'«ottimo»*. Texte, notes et glossaire par O. Rivolta, Rome 1954, ill.

11. *Kniga Marko Polo*, Moscou 1955, ill.



agissant contre «les froides interprétations des pets-de-loup et des chartistes», il s'est refusé à «écraser le texte sous les commentaires», et a voulu faire ce que Bédier avait réussi pour Tristan et Yseult : «transporter dans le texte moderne l'atmosphère de la langue ancienne sans conserver les archaïsmes ni la syntaxe du texte primitif». De fait le texte qu'il nous propose et qui, si je ne me trompe, a déjà paru, tiré à petit nombre, aux éditions J. Susse en 1944, se lit agréablement ; il mettra, comme le souhaite A. t'S., «dans le climat de divertissement qu'ont dû connaître les premiers lecteurs» de l'ouvrage, le public friand de littérature d'évasion. Une bonne introduction renseigne sur la vie de Marco Polo, la genèse de l'œuvre et son influence sur les voyageurs et la cartographie du XV<sup>e</sup> siècle<sup>12</sup>. Les notes, très brèves, concernent surtout l'identification des lieux cités, d'après «les conjectures souvent discutables des Marsden, Pauthier, Yule, Cordier, Aniante et autres scoliastes». Outre une carte de l'Asie<sup>13</sup>, le volume contient des illustrations fort plaisantes : gravures sur bois tirées de la *Cosmographia universalis* de Munster et scènes choisies parmi celles qui ornent les quatre panneaux de la *Carte catalane* de 1375, provenant de la bibliothèque de Charles V (B. N. fonds espagnol 30).

Si, en définitive, malgré les attraits de cette édition, de nombreux lecteurs n'y trouveront pas leur compte, c'est que la relation de Marco Polo n'est pas seulement un récit pittoresque, un roman d'aventure ou un passionnant reportage. C'est aussi un document historique et géographique dont la valeur apparaît plus grande à mesure que progresse notre connaissance de l'Asie du XIII<sup>e</sup> siècle. Ce double aspect, l'édition de L. Hambis le reflète parfaitement ; il a su en effet y concilier le souci littéraire et la méthode historique la plus rigoureuse. Le texte repose sur celui de Benedetto et est donc, cette fois, aussi «intégral» qu'on peut le prétendre. Avec l'aide de M. Campserveux, M. H. l'a «traduit» en français moderne, tout en s'appliquant – et réussissant – à conserver au style le rythme, au récit la saveur de l'original. D'où le plaisir et la facilité avec quoi on le lit<sup>14</sup>, rehaussés par une illustration de choix : dix miniatures du *Livre des Merveilles* (B. N. 2810) reproduites dans leurs éclatantes couleurs. L'introduction, succincte et pertinente, donne une biographie de Marco Polo et l'état de la tradition manuscrite et imprimée ; M. H. y note avec raison que de nombreuses questions demeurent imprécises, bien des problèmes se posent encore aux médiévistes et aux orientalistes. Mais ce qui donne à l'ouvrage

12. On retiendra les intéressantes remarques, p. 40 s., sur les annotations faites par Christophe Colomb en marge de ses exemplaires de Marco Polo et de Pline l'Ancien qu'A. t'S. a collationnés à l'*Archivo general de Indias*, à Séville.

13. P. 56–57 ; la toponymie en est approximative et les itinéraires probables n'y sont pas indiqués.

14. L'impression n'est malheureusement pas irréprochable : les lignes dansantes, les lettres cassées y foisonnent et l'on regrette de voir l'imprimerie Taffin-Lefort, à Lille, s'accorder si mal avec les grandes traditions de la typographie française.

son prix et son originalité, ce sont les notes groupées à la fin du texte. Elles occupent à elles seules les pages 339 à 419, et la qualité en égale l'abondance. M. H. nous apprend qu'elles sont fondées sur les explications contenues dans l'édition Yule-Cordier et sur «la documentation acquise depuis une vingtaine d'années au cours des leçons données par Pelliot au Collège de France»; mais il faut ajouter qu'elles doivent beaucoup aussi à l'érudition du savant qui, administrateur du Centre d'études sinologiques à Pékin de 1947 à 1950, a pu suivre les traces de Polo dans les provinces de *Catai* et de *Mangi*. Sans les alourdir de références, M. H. y a rassemblé, sur les noms de lieux, de peuples et de personnages, sur les «curiosités» que signale le voyageur, tout ce qui est nécessaire à l'intelligence du texte. Grâce à l'index des noms et des matières, on peut utiliser ces notes comme une véritable petite encyclopédie de l'histoire et de la géographie asiatiques<sup>15</sup>. Enfin une carte nouvelle, de grand format (43 × 50 cm), a été dressée où sont repris les noms de lieux et de peuples de la narration; bien qu'il ne puisse être fixé qu'approximativement, l'itinéraire des frères Polo et de Marco Polo y a été reporté; il permettra au lecteur de suivre le voyage étape par étape, et ce n'est pas l'un des moindres mérites du livre. On ne saurait remercier assez M. H. d'avoir ainsi mis à la portée de chacun, sous une forme à la fois élégante et sûre, cette *Description du Monde* qui n'a pas fini de nous étonner.

G. REDARD

T. F. MITCHELL, *An Introduction to Egyptian Colloquial Arabic*. XII + 285 p. G. Cumberlege, Oxford University Press, London 1956.

Im Rahmen der neueren vulgärarabischen Grammatiken, die sich der modernen Mundart Ägyptens zuwenden, gehört die von K. Vollers verfaßte zu den ersten; ihr schlossen sich die Studien von W. H. T. Gairdner und E. E. Elder an; in den letzten Jahren hat in Kairo E. A. Elias eine nur praktisch ausgerichtete Sprachlehre herausgegeben. Gegenüber all diesen nimmt das soeben erschienene Buch von Mitchell eine ganz besondere Stellung ein, da es tatsächlich dem Volksmund Kairos abgelauscht ist, ohne in Abhängigkeit vom Schriftarabisch zu gelangen. Es erhebt keinen sprachhistorischen Anspruch, sondern bleibt völlig deskriptiv und beschränkt sich auf die Darstellung der heutigen Mundart. Dabei erweist sich der Autor als gelehriger Schüler von J. H. Firth, der soeben als Professor für allgemeine Phonetik und

15. Voir, p. ex., les notices consacrées à: *langue tartare* p. 343, *Arbre sec* 348, *tutie* 363, *Assassins* 364, *Prêtre Jean* 374s., *bacsi* 384, *scieng* 390s., etc. A propos des *pommes du paradis* que Marco Polo a vues dans le Rudbar, M. H. remarque: «la *pomme du paradis* figure dans les dictionnaires comme un nom de la banane; comme le bananier ne pousse pas en Perse, on peut penser que ce terme désignait pour Marco Polo un fruit du genre orange» (p. 361; A. t'Serstevens interprète de même «oranges», p. 91, n. 2). De fait, il y a des bananiers en Iran, et dans cette région précisément; j'en ai vu et mangé le fruit à Iranshahr (près de Bampur)!

Linguistik an der School of Oriental and African Studies in London zurückgetreten ist. Wie es im Arabischen naheliegt, beschreibt und transkribiert Mitchell die Konsonanten sehr sorgfältig. Bei der Darstellung der Vokale registriert er mehrere neuzeitliche Lautgesetze erstmals, z. B. den gelegentlichen Schwund des prätonischen Vokals; aber die phonetische Festlegung der Selbstlaute hätte vielleicht einer genaueren Präzisierung zugeführt werden können. Sehr gelungen sind die der Sprachlehre beigegebenen Lesestücke mit Glossar, denn sie geben die Mundart von Kairo ganz unverfälscht wieder, ohne die immer wieder beobachtete und so leicht erfolgte Beeinflussung vom Schriftarabischen zu zeigen. Stellt in diesem Buch Mitchell die gegenwärtige arabische Sprache Ägyptens dar, so hat er uns bereits in «*Writing Arabic. A Practical Introduction to Ruq'ah Script*», London 1953, die neuzeitliche Entwicklung der arabischen, kursiven Zierschrift methodisch nahegebracht. Gewiß ist die jüngste «*Introduction to Egyptian Colloquial Arabic*» von T. F. Mitchell eine willkommene und wertvolle Bereicherung.

C. E. DUBLER

WALTHER HINZ, *Persisch I: Leitfaden der Umgangssprache*. 2<sup>e</sup> éd., 8°, IX + 279 p., rel. pl. t. Berlin, W. de Gruyter, 1955.

Paru en 1942, ce manuel avait été rapidement épuisé. La 2<sup>e</sup> édition n'en est qu'une réimpression anastatique, mais elle a reçu un meilleur papier et une vêtue plus solide. L'auteur a voulu mettre à la disposition de ses compatriotes appelés à voyager ou séjourner en Iran un ouvrage qui leur permette d'accéder sans difficulté à la langue courante. Ce but pratique conditionne donc l'économie du livre: brève introduction à la phonétique et à l'écriture (pp. 1-9), morphologie sommaire (10-44), note sur la syntaxe (44-45); puis 146 pages donnant les locutions les plus usuelles, classées par matières: voyage, hôtel, emplettes, visites, maladie, temps, etc.<sup>16</sup>; une série d'exercices de lecture et de traduction: phrases, historiettes, lettres (192-228). Un appendice sur le calendrier, les poids et mesures (229-231) et un lexique allemand-persan d'environ 2100 mots courants terminent le volume.

Des manuels semblables, comme le *Colloquial Persian* de L. P. Elwell-Sutton (Londres 1941), celui-ci se distingue par l'utilisation constante de l'écriture arabe — on trouve même, p. 208, un texte en nasta'liq: chaque forme, chaque phrase est donnée dans la graphie originale accompagnée de sa transcription. Aussi M. H. a-t-il pu adopter, pour cette dernière, un système simplifié où, par exemple, *ḍ*, *z*, *ẓ*, et *ẓ* sont uniformément rendus par *z*. Dans le lexique pourtant il a dû, faute de place, renoncer à l'écriture arabe et recourir à la translittération exacte; mais comme elle est dûment expliquée, il n'en résulte aucun inconvénient.

Clair, bien conçu, soigneusement présenté, ce manuel continuera la carrière qu'il

16. Quelques traductions sont surprenantes; ainsi, p. 49, *jallā!* (= *yā allāh*) est rendu par «Los! Vorwärts!»; de fait, cette exclamation marque en général l'étonnement.

a si heureusement commencée. Il rendra service au linguiste aussi, et particulièrement au dialectologue enquêtant sur le terrain. D'après le titre, il ne s'agit ici que d'une première partie : quelle sera la seconde ?

G. REDARD

*Iran*. Texte et photographies de ROBERT BOULANGER. 8°, 128 p. (Coll. «Les Albums des Guides Bleus»). Paris, Hachette, 1956.

Sur l'Iran, il n'existe pas en France de documentation photographique comparable à celles que réunirent, par exemple, Fr. Rosen (*Persien in Wort und Bild*, Berlin 1926) ou Axel von Graefe (*Iran, das neue Persien*, Berlin 1937). C'est donc avec plaisir qu'on voit paraître, après le modeste mais intéressant cahier édité par la Présidence du Conseil<sup>17</sup>, l'album de R. Boulanger, quatorzième d'une collection qui doit compléter par l'image celle, bien connue, des *Guides Bleus*. Ses 68 photos – dont 8 en couleurs – reproduites en pleine page, sont souvent excellentes et celles d'Isfahan, en particulier, évoquent admirablement les splendeurs de la capitale séfévide. Mais, à quelques exceptions près – dont un document, original et précieux, dû à Jean Jacquet, sur la fabrication des briques crues –, elles concernent surtout l'architecture ; on regrette de n'y trouver la vue d'aucune rue, d'aucun village, rien qui suggère la vie parmi ces monuments et ces terres désolées. De plus l'Iran oriental et méridional n'est pas représenté : pas une photographie de Meshed, du Khorasan, du Sistan ou du Makran. Cette absence s'explique quand on considère la carte de la page 114 : la grande route qui mène de Yezd à Zahedan s'arrête pour l'auteur à Kerman ; celle, de quelque 1000 km, que les Alliés ont construite durant la dernière guerre de Meshed à Zahedan n'est même pas indiquée ; dans le Dasht-é Kévîr apparaît, solitaire, le village de Band-é Sar-é Ghom, mais on cherche vainement la grande oasis de Khur ou celle, plus vaste encore, de Tabbas «aux cent mille palmiers» ; pourquoi avoir retenu le minuscule Havz-é Khan, mais non des villes aussi importantes que Zabol, Bam ou Iranshar ? Il y a quelque désinvolture à montrer de l'Iran une image aussi fragmentaire. Elle se manifeste également dans une préface de 25 pages qui n'est pas exempte de verbosité ; Hassan ben Sabbah y est dit «chef de la franc-maçonnerie ismaélienne», J.-B. Tavernier qualifié de «vieux grincheux» et les bronzes du Louristan pourvus d'une explication pour le moins audacieuse – pour ne rien dire de la «valeur éducative fort édifiante» du destin d'Imam Qouli Khan. En revanche, si l'on tait quelques bévues et omissions (comme celle de la soie parmi les produits des provinces caspiennes), les notices géographiques, historiques et archéologiques qui accompagnent les planches sont claires et judicieuses. Ainsi, quels qu'en soient les défauts, l'élégant album de R. Boulanger permettra à un large public d'approcher ce pays dont l'Histoire a fait l'un de ses lieux privilégiés.

G. REDARD

17. *L'Iran*. Paris, La Documentation photographique, 1951, série 56, 12 pl.

DAVID STORM RICE, *The Wade Cup in the Cleveland Museum of Art*. Paris, Les Editions du Chêne, 1955.

Die antike Metallverarbeitung im Nahen und Mittleren Osten bildete die Voraussetzung für das kunstvolle Handwerk der Sassaniden, an deren hohes Können sich unmittelbar das islamische Metallgewerbe anzulehnen vermochte. Die bemerkenswertesten Exemplare dieser iranischen Kunstfertigkeit werden heute in der Eremitage zu Leningrad aufbewahrt.

War bereits unter den Sassaniden auch die Einlegearbeit von Gold und Silber auf Kupfer und seinen Legierungen bekannt, so haben sich aus den ersten vier Jahrhunderten der Hiğra (7.–11. Jahrhundert n. Chr.) keine derartigen Gegenstände erhalten. Das älteste datierte Objekt vom Jahre 1148 n. Chr. weist mit seiner zweisprachigen persisch-arabischen Inschrift auf iranischen Ursprung hin. Von da an entfaltete sich das Gewerbe von Ostpersien aus über Azarbayğān, den Kaukasus und das obere Mesopotamien nach Syrien und Ägypten, wo es sich unter den Mameluken besonders entfaltete. Diese Ausbreitung ist wahrscheinlich aus der Wanderung der Handwerker zu deuten, die im Gefolge der Machtveränderung durch die innerasiatischen Völker erfolgte. So blühten die islamischen Metalleinlegearbeiten von der Mitte des 12. bis zum 14. nachchristlichen Jahrhundert. Unter diesen ist das sogenannte «Baptistère de Saint Louis», das im Louvre steht, eines der schönsten. Seine Geschichte und Deutung wurde von D. S. Rice in einer früheren Publikation (Paris 1953) bereits vorgenommen, wobei er nachweisen konnte, daß die betreffende Schale frühestens 20 Jahre nach dem Tode Ludwigs des Heiligen (†1270) fertiggestellt und diese erst im 18. Jahrhundert mit ihm in Beziehung gebracht wurde. In der richtigen Erkenntnis, daß die Metallarbeiten der Muslime als Kulturzeugen erster Ordnung dienen könnten, hat David Storm Rice, der Professor für islamische Kunst und Archäologie in London ist, diesen eine ganze Reihe von Untersuchungen gewidmet, die unter dem Sammeltitle «Studies in Islamic Metal Work» seit 1952 fortlaufend im *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* erscheinen. So ist es sehr bedauerlich, daß die Publikation von D. Barrett, *Islamic Metalwork in the British Museum*, London 1949, nicht über eine rein äußerliche Beschreibung der Gegenstände hinausführt.

Um so erfreulicher ist es daher, daß die sogenannte «Wade Cup» des Cleveland Museums eine eingehende Würdigung durch D. S. Rice erfuhr, dem es im Laufe der Untersuchung dieses anonymen Stückes gelingt, es geographisch und chronologisch einwandfrei festzulegen. Die Schale ist mit stilisierten Menschengestalten verziert, doch diese sind keine Phantasiegebilde, sondern haben eine epigraphische Bedeutung. Der sonst bilderfeindliche Islam schreitet hier zu «humanisierten» Schriftzügen vor, deren Lesung einwandfrei und vollständig möglich wird. Dazu verfährt D. S. Rice nach einer eigens von ihm entwickelten Methode, die darin besteht, stark ver-

größerte Photographien der einzelnen Bestandteile der Illustrationen anzufertigen; diese werden in eine Zeichnung umgelegt, aus der die Schriftzüge deutlich hervorgehen und gelesen werden können. So war eine raffinierte Verbindung von Bild und Schrift in einer gewerblich nicht zu überbietenden Technik entstanden, ein vollendetes Kunstwerk in Metall, das voller Sensibilität dem Streben nach Abstraktion und den islamischen Normen der Ästhetik gerecht wird. Diese epigraphische Manier der «belebten» Schriftzüge hatte ihren Ursprung in Ostpersien und verbreitete sich über den Kaukasus und Mesopotamien westwärts nach Syrien. Die vergleichende Betrachtung der «Wade Cup» mit anderen datierten und lokalisierten Objekten erlaubt es, deren Entstehungszeit auf das letzte Drittel des 13. Jahrhunderts festzulegen; als Ursprungsland ist eine Werkstatt im Azarbayğān anzunehmen, die damals noch nicht unter der Herrschaft der Mongolen stand. Dort entstand aus unbekannter Meisterhand die «Wade Cup», ein Meisterstück hochmittelalterlichen Gewerbefleißes der Muslime, deren epigraphischer Sinn, in einen überspitzten Manierismus verkleidet, erst ein wahres Meisterstück moderner Gelehrsamkeit in seinem vollen Umfange aufzudecken vermochte.

C. E. DUBLER

Tübinger Kunstverein E. V.: *Persische Miniaturen* – Buch- und Schriftkunst arabischer, persischer, türkischer und indischer Handschriften aus dem Besitz der früheren Preußischen Staats- und der Tübinger Universitätsbibliothek, Ausstellung vom 31. Mai bis 20. Juni 1956.

In einem Ausstellungskatalog, der sich an ein größeres Publikum wendet, ist es durchaus berechtigt, Persien in den Vordergrund zu schieben; liegt doch, nicht nur für Buch und Schrift, sondern für den ganzen Bereich der islamischen Kunst überhaupt, der Schwerpunkt in Iran. Gewiß war es nicht leicht, diesen fremdartigen Stoff in allgemeinverständlicher und gefälliger Form so darzustellen, daß der nicht im Fach bewanderte Ausstellungsbesucher historisch und sachlich auf das Wesentliche kurz aufmerksam gemacht wurde. Diese Aufgabe hat JÖRG KRÄMER sowohl in der allgemeinen Einführung wie in der Beschreibung der einzelnen Ausstellungsstücke sehr gut gelöst. Dabei lag es nahe, die illustrierten Gedichte des persischen Dichters Nizāmī in den Mittelpunkt zu stellen, war doch sein Werk, das eine künstlerisch vollendete Verbindung iranisch-islamischen Geistesgutes darstellt, durch nicht weniger als acht Exemplare vertreten.

Es war ein besonders glücklicher Umstand, daß die Handschriften der Tübinger Universitätsbibliothek mit einer Auswahl derjenigen aus dem Preußischen Staatsbesitz gezeigt werden konnten. Unter den ersten soll hier lediglich auf die Bilderhandschrift aus 1001 Nacht (Nr. 45 des Kataloges) verwiesen werden, deren Illustrierung des Ritterromans von ‘Umar al-Nu’mān nicht nur wegen ihres Alters bedeutsam ist, sondern auch durch den späteren Einfluss, der sich im Typus bis in

die lithographischen Exemplare der orientalischen Märchensammlungen des 19. Jahrhunderts verfolgen läßt. – Aus dem Preußischen Staatsbesitz wären die fernöstlichen Handschriftenfragmente (Nr. 39 und 40) hervorzuheben, die von der weltweiten Ausbreitung des Islam zeugen. Doch besonders wertvoll wird der vorliegende Katalog und gibt ihm über das unmittelbare Ziel der Einführung in die Ausstellung hinaus sein Interesse für den Fachmann dadurch, daß in ihm mehrere Manuskripte im Druck erstmals beschrieben werden, so z. B. zwei türkische Sultansdokumente aus dem letzten Jahrhundert (Nr. 37 und 38) oder eine türkische Sammlung über Musik mit guten Miniaturen (Nr. 68). Alle bisherigen Beschreibungen der verschiedenen Handschriften sind auf Seiten 51–52 in einer übersichtlichen Konkordanz zusammengestellt worden.

Über das Dargebotene hinaus wäre es vielleicht wünschenswert gewesen, einige weitere Hinweise auf ähnliche Manuskripte oder Malschulen zu finden; so bewahrt Kairo z. B. eine persische 'Ağā'ib-Handschrift auf, die der hier beschriebenen sehr nahezu stehen scheint und bei der Einflüsse indischer Malerei unverkennbar sind; weiter besitzen Teheran und Kairo je ein Exemplar der Sternbildtafeln des Şūfī, deren Vergleich mit den Nummern 41–43 gewiß lohnend wäre. Doch derartige Betrachtungen führen wohl über das Ziel dieses Ausstellungskataloges hinaus. Schließlich wird dieser durch eine sorgfältige Auswahl von Abbildungen in Schwarz-Weiß bereichert. Auch hier wäre es sehr schön gewesen, hätte wenigstens eine Tafel in Farben beigegeben werden können, erhalten doch die orientalischen Miniaturen erst durch sie ihr wahres Leben und ihre volle zauberhafte Schönheit.

C. E. DUBLER

EMIL ABEGG, *Der Pretakalpa des Garuḍa-Purāṇa. Eine Darstellung des hinduistischen Totenkultes und Jenseitsglaubens*. Aus dem Sanskrit übersetzt und erklärt. Zweite, unveränderte Auflage. x + 272 S., 8°. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1956.

*Der Pretakalpa des Garuḍa-Purāṇa*, le premier livre publié par M. Emil Abegg sur un sujet d'indianisme, parut en 1921, comme thèse d'habilitation à l'Université de Zurich. Il fut salué à l'époque comme une précieuse contribution à notre connaissance, bien imparfaite, de l'immense littérature des *Purāṇa* et comme la première présentation systématique, sur la base d'un texte original, des idées eschatologiques, des rites funéraires et du culte des morts de l'hindouisme médiéval, valables aujourd'hui encore. Le *Pretakalpa* constitue le dernier livre du *Garuḍapurāṇa* ou plutôt son appendice (*Uttarakhaṇḍa*), consacré, d'après le titre, au rituel des *preta*, des trépassés qui, faute d'accomplissement des cérémonies et des offrandes funéraires au moment de leur mort, se transforment en revenants torturés par la faim et la soif, errant de par le monde en quête de cadavres ou même de corps vivants où ils pourraient s'introduire. Des rituels compliqués et surtout des dons généreux aux

prêtres permettent d'alléger le sort de ces «âmes en peine». Cependant le contenu du *Pretakalpa* déborde largement le cadre précis du rituel des *preta* et donne toute sorte de renseignements sur le sort posthume des pécheurs dans les enfers ou dans les incarnations ultérieures, sur la survie des vertueux, sur la voie de salut, sur tous les rites funéraires, etc. Comme d'habitude dans les *Purâna*, la présentation de la matière est chaotique, désordonnée, constamment interrompue par des digressions hétérogènes. Il existe toutefois un extrait (*Sâroddhâra*) du *Garudapurâna*, texte tardif rédigé par Naunidhirâma, qui permet de se retrouver dans ce chaos de données. Le titre de ce texte ne correspond non plus à son contenu, car il ne s'agit pas d'un résumé du *Garudapurâna* entier, mais seulement de l'*Uttarakhaṇḍa*, et ce n'est pas un extrait (ses dimensions ne sont pas sensiblement inférieures à celle de l'*Uttarakhaṇḍa*), mais plutôt une systématisation de la matière englobant également les données puisées dans les autres *Purâna*. Tel quel, ce texte est beaucoup plus clair et systématique, et il sert encore aux Brahmanes d'aujourd'hui de manuel des rites funéraires. M. Abegg a donc choisi la voie juste en basant sa traduction sur le *Sâroddhâra* et en ne fournissant qu'un résumé de l'*Uttarakhaṇḍa*. D'autre part, ses commentaires et ses notes détaillés, de même qu'un excellent index des matières, rendent son livre accessible et très utile non seulement aux indianistes, mais aux ethnologues et aux spécialistes de l'histoire des religions.

Aujourd'hui, trente-cinq ans après la publication de ce livre, nos connaissances des *Purâna* n'ont pas beaucoup avancé, et le *Pretakalpa* avec le *Sâroddhâra* restent toujours nos uniques sources systématiques de renseignement sur l'eschatologie et le culte des morts dans l'hindouisme. La réédition du livre de M. Abegg, depuis longtemps épuisé, se justifie donc pleinement et sera bienvenue à tous les chercheurs que ces problèmes intéressent. La traduction comme les notes introductives concernant la chronologie des textes et leur rapports respectifs n'ont pas vieilles; une refonte de l'ouvrage ne s'imposait donc pas. On pourrait cependant regretter qu'à l'occasion de cette réédition, les références bibliographiques n'aient pas été mises à jour. On a malgré tout, au cours de ces trente-cinq ans, publié des travaux et édité des textes qui peuvent compléter utilement les données du *Pretakalpa* ou, du moins, présenter des parallèles instructifs. Et il est regrettable aussi, du seul point de vue de la présentation du texte, que la bibliographie, si détaillée, s'arrête à 1920.

CONSTANTIN REGAMEY

HERMAN LOMMEL, *Gedichte des Rig-Veda*. Auswahl und Übersetzung. 132 S. München-Planegg, Otto Wilhelm Barth-Verlag, 1955.

In der von JEAN GEBSER herausgegebenen Schriftenreihe «Weisheitsbücher der Menschheit» hat HERMAN LOMMEL eine Übersetzung vorzüglich ausgewählter Lieder des Rigveda gegeben, die ein treues Bild des Glaubens der in Indien einwan-



dernden arischen Stämme vermittelt. Die Vorzüge, die schon Lommels Übertragungen altiranischer Religionsurkunden – Gathas des Zarathustra und Yäshts des Jüngeren Awesta – eigen sind, kommen auch seiner Auswahl von Gedichten des Rigveda zu; ohne sich sklavisch an den Wortlaut zu halten, wird doch der Sinn treffend wiedergegeben, und wenn man den Originaltext vergleicht, überzeugt man sich auf Schritt und Tritt von der wohlabgewogenen Stellungnahme des Übersetzers zu den oft weit auseinandergehenden Deutungen indischer und abendländischer Interpreten. Die Wiedergabe ist teils metrisch, teils in rhythmischer Prosa gehalten; es ist damit ein Mittelweg eingeschlagen zwischen jenen reinen Prosaübersetzungen, die keinen Begriff von der dichterischen Schönheit mancher Vedalieder zu geben vermögen, und durchweg metrischen Wiedergaben, die zu den vielfach nach Form und Inhalt wenig ansprechenden Originalen nicht passen, zumal wenn sie noch gereimt sind. Die Einleitung gibt auf knappem Raum eine ausgezeichnete Einführung in das Wesen der vedischen Religion und ihrer wichtigsten Göttergestalten, die in einer Weise erfaßt sind, die oft über die bisherigen Deutungen hinausführt und uns ihr tieferes Wesen erkennen läßt, so wenn gezeigt wird, wie die Wirksamkeit des Feuergottes weit über das ihm zugrundeliegende Naturelement hinausreicht, oder der Gott, der den Opfertrank verkörpert, zum Träger des Allebens der Natur wird. Auch der Vielgestalt des im Veda meistverehrten Gottes Indra wird Lommels Betrachtungsweise gerecht; er hat dieser Göttergestalt schon vor Jahren eine Studie gewidmet («Der arische Kriegsgott», 1939), die ganz neue Einsichten in ihr Wesen vermittelte und zeigte, wie in ihr scheinbar unvereinbare Züge sich zu einer Einheit verbinden. Als eine Gottheit von ganz anderem Typus wird uns dann Varuna vorgeführt, in dem ethische Züge sich mit finsternen, unberechenbaren verbinden. Einige Lieder sind den göttlichen Zwillingen gewidmet, an die sich zahlreiche Legenden knüpfen, die sie als Heilbringer erscheinen lassen. Deutlicher als die genannten Gottheiten sind mit ihrer Naturgrundlage verbunden die Göttin der Morgenröte, die beiden Erscheinungsformen des Sonnengottes und die Wind- und Sturmgötter. Neben den Götterhymnen sind noch einige Stücke anderer Art aufgenommen, so ein Kindersegen, ein Lobpreis der Nahrung. Das Klagelied eines ruinierten Würfelspielers zeigt, daß die Spielleidenschaft, die dann in der späteren Heldensage eine so verhängnisvolle Rolle spielt, schon in dieser Frühzeit ihren verderblichen Zauber übte, und die Beschwörung eines Kranken führt in die Kreise des Atharvaveda hinüber. Eine Liedergruppe ist dem Totenritual und Jenseitsglauben gewidmet, wobei gezeigt wird, daß in der bei der Leichenfeier an die Witwe gerichteten Aufforderung, in den Kreis der Lebenden zurückzutreten, keineswegs, wie bisher angenommen, eine Reminiszenz an die Witwenverbrennung liegt. Für die Philosophiegeschichte ist schließlich von Wichtigkeit das Lied vom kosmischen Urmenschen, durch dessen Zerstückelung und Opferung die Götter das Weltall entstehen lassen. Ein Lobpreis des Allschöpfers, der schöne Hymnus an den «Unbekannten Gott» und das tiefsin-

nige Gedicht von der Weltentstehung, in dem sich schon Leitgedanken der späteren Philosophie ankündigen, beschließen die lehrreiche Sammlung. E. ABEGG

*Der Rig-Veda.* Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt und mit einem laufenden Kommentar versehen von KARL FRIEDRICH GELDNER, weiland Professor des Sanskrit an der Universität Marburg. Vierter Teil: Namen- und Sachregister zur Übersetzung. Dazu Nachträge und Verbesserungen. Aus dem Nachlaß des Übersetzers herausgegeben, geordnet und ergänzt von JOHANNES NOBEL, Professor an der Universität Marburg. VII + 271 S. Harvard Oriental Series Vol. 36. Cambridge (Mass.), Harvard University Press, 1957.

Zu Geldners Rigveda-Übersetzung, die an dieser Stelle gewürdigt worden ist (*As. Stud.* 1953, S. 69), war ursprünglich eine Einleitung geplant, in welcher der Autor, wie er dem Herausgeber des Namen- und Sachregisters gegenüber erklärte, im Sinne hatte, «einmal ordentlich auszupacken», d. h. offenbar sich mit den verschiedenen Richtungen der Rigveda-Interpretation, insbesondere natürlich mit denen, die zu seiner eigenen Auffassung im Gegensatz standen, kritisch auseinanderzusetzen. Leider wurde Geldner durch den Tod an der Ausführung dieses Vorhabens verhindert, und so ist uns ohne Zweifel ein wertvoller Beitrag zur Veda-Philologie verlorengegangen, und die Nachträge und Berichtigungen zeigen, wie Geldners Beschäftigung mit dem Text unablässig mit den Schwierigkeiten rang, und wie manche Stellen immer erneuter Prüfung unterzogen wurden; gerade daraus geht hervor, wie umstritten auch heute noch vieles in der Rigveda-Interpretation ist. Während diese Nachträge von Geldner druckfertig hinterlassen wurden, bedurfte sein Wort- und Sachregister einer weitgehenden Überarbeitung und Ergänzung, und Johannes Nobel hat sich, unterstützt von einem Mitarbeiter und seiner Gattin, dieser mühevollen Arbeit unterzogen und damit allen, die sich mit dem Rigveda beschäftigen, ein unschätzbares Hilfsmittel an die Hand gegeben. Es war natürlich nicht beabsichtigt, in jedem Fall alle Belegstellen zu geben, sondern der Verfasser nahm eine Auswahl des ihm wichtig Erscheinenden vor, und mit gutem Grund ist auch sein Kommentar berücksichtigt. Die Belege für die Göttergestalten und die an sie sich knüpfenden Mythen, die übersichtlich gegliedert sind, ermöglichen es, sie in allen Einzelzügen zu erfassen, und manche größeren Artikel, so die über Indra, Varuṇa und die Götter im allgemeinen stellen vorzügliche Vorarbeiten zu monographischer Behandlung dar; unter den Stichworten Himmel, Erde, Gewässer, Berge sind alle wichtigen Belege zur vedischen Kosmographie zusammengefaßt, und die sorgfältige Verzeichnung der Vergleiche führt tief hinein ins Wesen der vedischen Dichtung. Und insbesondere das Sachregister wird nicht nur dem Indologen und Religionshistoriker, sondern auch dem Ethnologen eine wertvolle Hilfe sein.

E. ABEGG

*The Padârthatattvanirupaṇam of Raghunâtha Śiromaṇi.* (A Demonstration of the True Nature of the Things to Which Words Refer), by KARL H. POTTER. Harvard-Yenching Institute Studies XVII. 102 p. Cambridge (Mass.), Harvard University Press, 1957.

Zu Ende des 12. Jahrhunderts kam in Bengalen eine neue Form des Nyâya auf, welche als *nava nyâya* dem alten, klassischen gegenübergestellt wurde und dessen Hauptsitz Navadvîpa war, wonach die Schule auch benannt wurde (englische Schreibung Nuddea). Ihr Hauptvertreter war Gangeśa (um 1200) mit seinem Tattvacintâmaṇi («Wunschedelstein der Wahrheit»). Diese Philosophen wandten sich mit großer Energie und unendlichem Scharfsinn den Einzelproblemen der Logik zu, aber die Subtilitäten, die hier ausgedacht wurden, führten zur Ausbildung einer unfruchtbaren Scholastik, die zwar für die Geschichte der formalen Logik von einer gewissen Bedeutung war, für die Metaphysik aber nur wenig neue Gedanken schuf. Gangeśas Werk rief eine große Zahl von Kommentaren hervor, darunter diejenigen des Raghunâtha, der um 1500 wirkte. Sein Bestreben richtete sich vor allem auf die Begründung eines Systems sprachlicher Bezeichnungen zur genauen Abgrenzung der Begriffe und der Bestimmung ihres Verhältnisses zueinander. Die Kategorien, die er dabei aufstellte, sollen alles umfassen, was unter die Wechselbegriffe der Benennbarkeit und Erkennbarkeit fällt. Die Rolle, die dabei der Benennbarkeit zufällt, zeigt schon, daß die Konzeption der Kategorie von der Betrachtung der sprachlichen Bezeichnungen ausgegangen ist, was auch aus dem Terminus *padârtha* «Gegenstand eines Wortes» hervorgeht. Raghunâtha unterzieht nun die ganze Kategorienlehre des Nyâya einer eingehenden Kritik, indem er einige seiner Kategorien eliminiert und dafür andere einführt, so die Augenblicklichkeit, (*kṣaṇa*), offensichtlich beeinflusst vom buddhistischen Kṣaṇikavâda. Auch das Besitzverhältnis (*svatva*) und die Kausalität (*śakti*) führt er als besondere Kategorien ein. Die 7. Kategorie, das Nichtsein (*abhâva*), die schon eine unglückliche Konzeption des Nyâya war, wird von Raghunâtha noch erweitert, indem er schließlich sogar mit einem Nichtsein des Nichtseins operiert, worin die Überspitzung begrifflicher Unterscheidungen, in denen diese Philosophie förmlich schwelgt, zum deutlichen Ausdruck kommt. Wenn dann Raum und Zeit als einheitliche Kategorie gefaßt werden, so ist dieser Gedanke schon im älteren Vaiśeṣika präformiert, und der Zeitbegriff wird in engem Zusammenhang mit den Guṇas Verbindung und Trennung betrachtet. Auf dem Gebiete der Psychologie wird das Verhältnis von Perzeption, Wiedererkennen und Erinnerung einer scharfsinnigen Prüfung unterzogen, wobei sich der Autor sowohl mit dem klassischen Nyâya als auch mit dem Vedânta auseinandersetzt. – Potter hat seiner vorzüglichen Übersetzung von Raghunâthas Werk eine treffliche Zusammenfassung dieses späten Nyâya vorangestellt, und in seinem Kommentar das Mögliche getan, um dem westlichen Leser die vielfach recht krausen Gedankengänge, gelegentlich auch ganz unfruchtbaren Spitzfindigkeiten des Textes verständlich zu machen. E. ABEGG

BJÖRN COLLINDER, *Fenno-Ugric Vocabulary. An etymological Dictionary of the Uralic Languages*. XXII + 212 p. Stockholm, Almqvist & Wiksell, 1955.

Ce livre de l'éminent linguiste suédois mérite à plusieurs égards d'être considéré comme un événement scientifique. C'est le premier dictionnaire étymologique d'une des familles linguistiques les mieux établies à côté de celles des langues indo-européennes et sémitiques, mais dont l'étude n'a pas, jusqu'ici, dépassé le stade des investigations partielles ou de travaux d'approche centrés sur une seule langue (finnois, hongrois, estonien). Le manque d'accord entre les spécialistes sur plusieurs problèmes essentiels, comme les rapports entre le finno-ougrien et le samoyède (que l'on réunit en une famille ouralienne) et surtout entre l'ouralien et les langues altaïques, semble entraver toute tentative de synthèse. Et cependant, pour trancher ces questions litigieuses, il faudrait avant tout disposer d'un recueil des faits susceptibles de devenir des arguments. Cette lacune est maintenant, pour le domaine lexicologique au moins, comblée par le livre de M. Collinder, d'autant plus qu'il renferme une matière plus abondante que ne le promet le titre. Ce dictionnaire comprend notamment quatre lexiques comparatifs : étymologies ouraliennes (dont le nombre est trop imposant pour qu'on puisse douter de la parenté entre le samoyède et le finno-ougrien), étymologies finno-ougriennes (celles-ci les plus assurées et les plus connues), liste extrêmement utile des mots finno-ougriens empruntés à différentes langues indo-européennes (aux langues iraniennes en premier lieu), et finalement, partie qui intéressera surtout les orientalistes, la liste des mots de l'ouralien et de l'altaïque qui peuvent être comparés. Sans trancher la question épineuse de l'affinité éventuelle entre ces deux familles, M. Collinder présente un choix des correspondances lexicales les plus frappantes et qui, malgré leur nombre relativement restreint, incitent à la réflexion. D'excellents index et une abondante bibliographie complètent ce remarquable ouvrage.

Tout dictionnaire repose sur des observations de détail qu'il n'est guère possible d'examiner dans ce compte rendu et dont la discussion serait plus à sa place dans une revue de linguistique. Nous nous abstenons donc d'une critique détaillée. Ce qui doit pourtant être souligné ici, c'est l'extraordinaire clarté de l'exposé et de la présentation. Par un souci constant de présenter les questions les plus complexes de manière aisée, et dont témoignent déjà ses autres travaux, M. Collinder a réussi à condenser sa très grande érudition en peu de pages, sans que cette concision rende la lecture de son ouvrage difficile ; au contraire, il est accessible également aux non spécialistes qui y pourront trouver avec aisance et rapidité des renseignements pour lesquels ils étaient jusqu'à présent obligés de scruter au hasard une quantité d'articles dispersés dans les revues spécialisées. Ce volume ne constitue en fait que la première partie d'un travail plus vaste, consacré à la présentation descriptive des langues ouraliennes. La seconde partie – un « prologue » à la grammaire comparée

de ces langues – vient de paraître séparément sous le titre de *Survey of the Uralic Languages*, et nous en donnerons un compte-rendu dans le prochain numéro de cette revue.

CONSTANTIN REGAMEY

WALTER F. VELLA, *Siam under Rama III. 1824–1851*. Monographs of the Association for Asian Studies IV. 180 S. J. J. Augustin Incorporated Publisher. Locust Valley, New York 1957.

Mit der Biographie des siamesischen Königs Rama III. verbindet der Verfasser eine eingehende Schilderung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des damaligen Siam. Auf dem Gebiete des Rechts ist hier besonders hervorzuheben das Vorgehen gegen Räuber und Opiumschmuggler, deren Sippen für ihr Vergehen hafteten. Bemerkenswert ist auch die gute Behandlung der Sklaven, insbesondere der Schuldklaven, deren Stellung oft günstiger war als die der Freien; auch für Kriegsgefangene traf dies zu. Auf dem Gebiete der Religion war das Regime Ramas gekennzeichnet durch die Errichtung der ersten permanenten christlichen Missionen und andererseits durch eine Reformbewegung innerhalb des Buddhismus, und das diesem Gegenstand gewidmete Kapitel ist von großem religionsgeschichtlichem Interesse. Der geringe Erfolg der christlichen Mission wird zutreffend aus der Exklusivität der christlichen Gottesidee erklärt, die es den Siamesen verunmöglichte, ihre Götter und Geister weiter zu verehren; auch die Polygamie war mit dem Christentum unvereinbar. Aber gerade das Bestehen einer christlichen Mission war hier, ähnlich wie in Indien, ein Ansporn, die heimische Religion einer Reform zu unterziehen, die insbesondere durch den Prinzen Mongkut gefördert wurde, der sich lange Zeit der strengsten Mönchszucht unterzog, sich dann aber auch ernsthaft mit der westlichen Geisteswelt befaßte. Sein Bestreben ging dahin, die alte reine Form der Lehre, wie sie in den Pälitexten niedergelegt ist, wieder herzustellen, alles Mythische und Wunderbare daraus zu verbannen und den Buddhaglauben mit der westlichen Wissenschaft in Einklang zu bringen. Natürlich konnte diese Bewegung nur einen kleinen Teil des Volkes erfassen; für die große Masse blieb die volkstümliche Glaubensform mit ihren mannigfachen Gottwesen und Festen bestehen. Am Hofe aber hatte eine Gruppe von Brahmanen großen Einfluß gewonnen, und es wurden dort alle offiziellen Anlässe nach brahmanischem Ritus vollzogen. Durch Rama III. erfuhr der Buddhismus vielfache Förderung, einerseits durch Erwerbung von Schriften des Kanons und deren Übersetzung in die Landessprache, wobei auch erstmals die Druckerpresse zur Anwendung kam, andererseits durch Errichtung zahlreicher Heiligtümer. Daß die siamesische Kunst und Dichtung ganz im Dienste der Religion stand, versteht sich von selbst, und auch sie erlebte unter Rama III. eine neue Blüte, nachdem schon einige seiner Vorgänger selbst als Dichter aufgetreten waren. Von besonderer Bedeutung für das Schicksal des Landes war die kluge Politik

Ramas, der es gelang, es vor fremder Beherrschung zu bewahren, und so ist es nicht zuletzt ihm zu verdanken, wenn die Siamesen sich immer noch Thai, «freie Männer», nennen dürfen.

E. ABEGG

AU CHHIENG, *Catalogue du fonds khmer*. Bibliothèque Nationale, Département des manuscrits. XIII + 309 p. Paris, Imprimerie Nationale, 1953.

Les manuscrits en langue cambodgienne que possède la Bibliothèque nationale de Paris ont été réunis dès 1865 dans un fonds spécial, dénommé Fonds cambodgien. Malgré le grossissement rapide de cette collection (qui, à ses débuts, ne comptait que 9 manuscrits), le Fonds cambodgien cessa d'exister en 1912 où il fut réuni avec les ouvrages birmans, laotiens, siamois et lolo en un Fonds indochinois, collection hétéroclite et mal définie. La réorganisation récente du Département des manuscrits à la Nationale rendit nécessaire le regroupement de ces documents en fonds séparés. Après avoir éliminé les manuscrits sanskrits, pâlis et siamois rédigés en écriture cambodgienne, on a réuni les seuls manuscrits en langue cambodgienne en un nouveau Fonds khmer, qui constitue indubitablement, avec ses 350 numéros, la collection cambodgienne la plus importante d'Europe.

M. Au Chhieng, philologue cambodgien, a été chargé d'établir le catalogue de ce fonds. Dans une intéressante introduction, il retrace l'histoire du Fonds khmer de Paris et caractérise, de façon très instructive, les trois catégories de manuscrits dont il se compose : *dés* (ouvrages d'instruction religieuse bouddhique), *lpèn* (textes littéraires, comprenant surtout de nombreux romans versifiés) et *kpuon* («formulaires», terme qui englobe tout ce qui ne rentre pas dans les catégories précédentes : ouvrages de médecine, de droit, d'astronomie et astrologie, de divination, de magie, etc.). Le catalogue même donne une description très détaillée des manuscrits. Pour les traductions du pâli, les concordances sont établies ; les romans sont suivis d'une analyse succincte de leur contenu et de l'indication des parallèles dans les littératures siamoise, laotienne et indonésienne. Ainsi le catalogue se transforme presque en une histoire de la littérature cambodgienne qui, jusqu'à présent, n'a été décrite dans aucun travail occidental. Quelques concordances bibliographiques et l'index alphabétique des titres complètent ce livre qui peut être considéré comme un excellent instrument de recherche.

CONSTANTIN REGAMEY

JOHN E. DE YOUNG, *Village Life in Modern Thailand*. 225 p., en 8° (carte, plans et photographies). Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 1955.

Des populations entières changent totalement de statut social au contact de notre «occidentalisation» et nous ne saurons jamais ce qu'elles furent auparavant. Le livre de M. J. E. de Young en est une preuve certaine. Depuis un demi-siècle la Thaïlande

s'est presque complètement transformée. D'une économie de troc elle a passé à une économie monétaire ce qui entraîne des conséquences sociales énormes. Les transformations les plus grandes s'inscrivent surtout dans la région du delta de Bangkok et à partir de là dans la langue de terre méridionale comprise entre le golfe du Siam et la mer Andaman. Aussi l'auteur s'est-il surtout attaché à l'étude des provinces du Nord et du Nord-Est (la Thaïlande étant aujourd'hui subdivisée en 4 grands districts: le Nord, le Nord-Est, le Centre et le Sud) qui tout en subissant des transformations radicales a gardé cependant un certain nombre de traditions.

Ce pays qui, de l'Asie, est celui dont la densité humaine est la plus faible présentait une certaine uniformité qui s'accroît de jour en jour. Il faut être reconnaissant à l'auteur dont les recherches en Thaïlande durèrent trois ans, d'avoir consigné ses notes en un livre très bien fait et de nous apporter ainsi des indications précieuses sur un peuple en voie de changement total.

M. L. D.

DIETRICH SECKEL, *Buddhistische Kunst Ostasiens*. 316 S. Text, 135 Abb., 2 Karten, 169 Tafeln. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1957.

Das vorliegende Buch ist Erfüllung eines lange gehegten Wunsches. Es gibt eine systematisch geordnete, gründlich durchforschte Zusammenfassung der buddhistischen Kunst im Fernen Osten.

Es wäre ein vergeblicher Versuch, im Rahmen dieser Zeilen auch nur eine annähernde Vorstellung geben zu wollen von dem reichen Inhalt des Werkes. Ein kurzer Blick in das Gebotene sei versucht: einer grundlegenden Auseinandersetzung über die religiös-philosophischen, kulturgeschichtlichen und ikonographischen Gegebenheiten folgen eingehende von durchaus persönlicher Auffassung getragene Ausführungen über Architektur, Plastik, Malerei, Schrift und Kultgerät. Ein besonderer Abschnitt gilt der Kunst des Ch'an.

Der eingeweihte Leser wird vor allem die aus tiefem Eindringen in die Materie geschöpfte Darstellung der verschiedenen buddhistischen Lehrsysteme und ihrer Gestaltenwelt würdigen und dann mit gesteigertem Interesse den Erläuterungen des Verfassers über die Gestaltungsprinzipien, den Stilwandel und die symbolische Bedeutung der buddhistischen Kunst in China und Japan folgen.

In der Anlage der Sakralbauten und der Abfolge ihrer Innenräume erkennt der Verfasser den seelisch-geistigen Vorgang, welcher den Gläubigen aus den Wirren der äußeren Welt emporleitet zum Göttlichen. Bei dem Aufzeigen der Räume, welche der Gläubige zu durchschreiten hat, um zum Allerheiligsten zu gelangen, erklärt der Verfasser die Bedeutung der architektonischen Einzelemente und betont hierbei besonders die Konstruktion des Kraggebälks, welches die schwere Last des überhängenden japanischen Tempeldaches zu tragen hat.

In dem Kapitel über Plastik ist das Interesse naturgemäß auf die Kultbilder konzentriert. Ihrer, dem Kult entsprechenden, Einordnung in die Tempelhallen und ihrer sinngemäßen Gestaltung im Geiste der vielfach widerspruchsvollen buddhistischen Lehrsysteme ist breiter Raum gegeben und auch der psychischen Ausdrucksmöglichkeiten der Gottheit im Einklang mit ihrer jeweiligen Funktion gedacht.

Bei Besprechung der buddhistischen Malerei geht der Verfasser von der wichtigen Rolle aus, welche die Malkunst für die Anschaulichkeit der buddhistischen Ideenwelt gehabt hat. Die feinsinnige Gliederung des Materials nach Werkstoff, Gegenstand, Gestalt, Form und Linie – als künstlerische Mittel zur Darstellung des geistigen Gehaltes – gibt dem Leser die Möglichkeit, die Wesenszüge der sakralen Malkunst in China und Japan ahnend zu begreifen.

Auch Schrift, Buchkunst und Kultgerät sind mit wissenschaftlicher Sorgfalt behandelt und auch hier die symbolische Bedeutung jeder Einzelheit hervorgehoben.

Die an das Übersinnliche grenzende Kunst des Ch'an, deren vergeistigteste Äußerungen in der Darstellung der «Leere» und des «Schweigens» gipfeln, erklärt der Verfasser aus der mystischen Weltanschauung dieser Sekte, deren Lehre sich von den Lehren aller anderen buddhistischen Schulen unterscheidet und ihrer Kunst eine Sonderstellung gibt.

Dem Textteil des Werkes sind ausführliche, erläuternde Anmerkungen angeschlossen und eine umfangreiche, sorgfältig gewählte Bibliographie.

Nach dieser restlosen Anerkennung des Buches, das in seiner Gesamtheit eine m. W. noch nie gebotene Übersicht über die Ausdrucksformen der buddhistischen Kunst Ostasiens und ihrer geistigen Grundlagen gibt, sei dem Erstaunen Ausdruck gegeben, daß der Verfasser, der immer wieder auf die künstlerische Kraft und Bedeutung des chinesischen Mutterlandes hinweist, zum großen Teil (und zwar sogar für die Kunst des Ch'an) japanische Kunstwerke zur Illustration seiner Ausführungen heranzieht. Für die Plastik der Wei-T'ang-Zeit vermißt man ungern die schönsten Skulpturen aus den Höhlentempeln von Yün-kang, Lung-men und T'ien-lungshan sowie die prachtvollen Trias und Einzelstatuen aus den Grotten von Maichishan. Und für die buddhistische Plastik der Sung-Zeit hätte man lieber künstlerisch hochwertige Felsenbildwerke aus den Höhlen im Tal der «Zuflucht der Seelen» bei Hangchou gesehen als die üblichen Holzstatuen der Kuan-yin.

Man muß annehmen, daß dem Verfasser die letzten Publikationen nicht zugänglich gewesen sind; er hätte sonst vielleicht als Illustration zu seinen Ausführungen über die «erstmalig» im japanischen Tempel sichtbare Verwendung des Kraggebälks das Mausoleum von Yi-Nang aus der späten Han-Zeit herangezogen, wo die konstruktive Verwendung des Kraggebälks – auf chinesischem Boden – vorbildlich gegeben ist.

MELANIE STIASSNY



PAUL DEMIÉVILLE, *Matériaux pour l'enseignement élémentaire du chinois*. — Ecriture, Transcription, Langue parlée nationale. II, 86, 73 + 17 p. (dactylographiées et calligraphiées, reproduction photomécanique). Paris, Adrien-Maisonneuve, 1953.

Ce livre de M. Demiéville a plus de mérites que l'auteur, trop modestement, ne voudrait le faire croire aux lecteurs de sa préface. La partie principale du livre consiste dans des textes chinois, divisés en douze «leçons» dont chacune se compose de *tseu* : caractères, mots nouveaux, de *ts'eu* : expressions binomes ou polysyllabiques, et de *kiu* : phrases, devenant dans les dernières leçons d'amusantes historiettes. Ce sont des matériaux que M. Demiéville, professeur au Collège de France, a établis, avec l'assistance de quelques collaborateurs chinois, pour le cours de première année de l'Ecole des Langues Orientales, à Paris, alors qu'il y enseignait encore lui-même le chinois. S'il est vrai qu'un autodidacte, avec la seule aide d'un «Lexique des textes», à la fin du livre, ne saurait guère que faire de ces textes chinois, dépourvus de traduction et de notes, le vocabulaire gradué et les phrases ou morceaux sont très judicieusement choisis, plus judicieusement que dans la plupart des nombreux manuels de chinois élémentaire, utilisables par des autodidactes : les matériaux que nous avons ici serviront d'autant mieux professeur et élèves dans l'enseignement oral.

Le reste du livre est également d'une grande utilité, non seulement pour des débutants et des «laïques» en sinologie, mais aussi pour des sinologues en cours de formation, voire pour des sinologues «accomplis». Car il comporte plusieurs tableaux, avec des explications, auxquels tout sinologue sera heureux de pouvoir recourir et dont les éléments ne se trouvent guère réunis ailleurs de manière aussi complète et aussi soignée. C'est, d'abord, un «Tableau des 214 clés» où l'auteur donne, entre autres, pour chaque caractère trois sortes de graphies anciennes, y compris les plus anciennes que nous connaissions aujourd'hui, celles des inscriptions divinatoires sur écaille ou sur os. Et ce sont, surtout, deux «Tableaux de transcription», arrangés l'un «dans l'ordre de la classification chinoise officielle» (en cours depuis 1919 et légèrement modifiée en 1931) et l'autre «dans l'ordre alphabétique de la transcription française». Or, quel sinologue ne saurait gré à M. Demiéville d'avoir réuni dans des tableaux synoptiques les éléments des 12 systèmes de transcription les plus importants pour nous, devenus quasiment officiels à différentes époques et dans différents pays ou milieux (5 systèmes français, 3 chinois, 2 anglais, 1 allemand et celui de l'Alphabet Phonétique International) et qui ne peuvent «co-exister» même dans les meilleures têtes de sinologues sans lacune ou déviation ? Les explications et les abrégés historiques de ces systèmes de transcription sont aussi les bienvenus pour des sinologues déjà avancés. Dans ce livre, publié en 1953, il n'y a qu'un système chinois de transcription important qui fasse défaut, forcément : celui qui fut promulgué officiellement à Pékin en février 1956, mais seulement à l'essai, stade dont il n'est pas sorti jusqu'à ce jour.

E. H. V. TSCHARNER

*L'Opéra de Pékin*. Texte de CLAUDE ROY – Photographies de PIC – Commentaires de R. RUHLMANN. 100 p., in-4°. Paris, Editions Cercle d'Art, 1955.

*L'Opéra de Pékin* est un beau livre qui a ses qualités littéraires et ses attraits, qui est richement illustré, mais ce n'est pas un livre consciencieusement documenté et il est politiquement tendancieux. M. Claude Roy est poète, écrivain, essayiste et, je suppose, journaliste. Depuis 1950 il publie des livres sur la Chine : *Premières clefs pour la Chine* (Paris, Editeurs Français Réunis), 1950 – *Clefs pour la Chine* (Paris, Gallimard), 1953 – *La Chine dans un miroir* (Lausanne, La Guilde du Livre), 1953 – et en 1955 *L'Opéra de Pékin*. Un séjour en Chine d'environ une année, en 1952/53, lui procure une expérience personnelle de ce pays, de ses humains et de ses biens culturels, anciens et nouveaux. C'est ce qui donne à ses livres la saveur du vécu et inspire aussi les meilleures pages de son *Opéra de Pékin*. D'autant plus que M. Roy est un enthousiaste de la Chine et de son théâtre. Mais son enthousiasme l'entraîne à un manque d'objectivité, notamment à l'égard du régime communiste ; il perd son esprit critique et accepte entre autres les justifications que le régime donne de son attitude concernant le théâtre traditionnel. (Tout le monde, et le «peuple chinois» en premier lieu, est certainement content que le théâtre chinois traditionnel n'ait pas été perverti par le «réalisme socialiste» – ce n'est qu'un esprit idéologique et étroit qui puisse se croire obligé d'excuser ce fait.) Et l'auteur se dispense d'une documentation soignée. Ses aperçus sur l'histoire du théâtre chinois, par exemple, sont en grande partie vagues, confus ou faux. Sa transcription de mots et noms chinois est incorrecte, inexacte et désinvolte – souvent sur une seule page le même nom se trouve écrit de deux ou trois façons ! Or une transcription aussi négligée est toujours un critère pour la valeur documentaire d'un livre sur la Chine ... Heureusement que les «Quelques précisions sur l'ancien théâtre classique chinois» du sinologue R. Ruhlmann corrigent et complètent un peu, en appendice, le texte de M. Claude Roy.

La dénomination d'«Opéra de Pékin» se trouve dans le nom français de la troupe chinoise qui participait, en été 1955 à Paris, au Deuxième Festival International d'Art Dramatique : «Réunion du théâtre artistique populaire de Liaoning et de l'Opéra de Pékin.» Par la suite, pour sa tournée triomphale à travers l'Europe, cette troupe s'appelait «l'Opéra de Pékin» tout court. Certes, ce beau nom augmentait sa réclame, ce dont ce remarquable ensemble n'avait d'ailleurs guère besoin, mais il ne correspond à aucune appellation ni institution chinoises. Et le terme occidental d'«opéra» désignerait mal les pièces du théâtre chinois traditionnel – moins mal toutefois celles du *k'ouen-k'iang*, relativement riches au point de vue de la composition musicale, que celles du *king-tiao*, «mode de la capitale», donc justement de Pékin, qui a presque complètement supplanté le *k'ouen-k'iang* il y a un siècle.

Le titre du livre *L'Opéra de Pékin* est donc aussi inadéquat, même doublement. Car M. Claude Roy nous entretient surtout du théâtre chinois traditionnel tel qu'il l'a vu en Chine, mais l'illustre exclusivement par des scènes, des personnages et des portraits du répertoire naturellement très restreint de la troupe envoyée à Paris en 1955. Par ses nombreuses photographies, quelques-unes en couleurs et en grande partie excellentes, ce livre acquiert tout de même une valeur documentaire : il retient, malheureusement sans le mettre au clair pour le lecteur inadverti, le souvenir des glorieux spectacles de la tournée de « l'Opéra de Pékin » en Europe.

E. H. v. TSCHARNER

PING-CHIA KUO, *China : New Age and New Outlook*. XI, 231 + VIII p. in 8<sup>vo</sup>. London, Victor Gollancz Ltd., 1956.

As our journal does not, on principle, concern itself with present political, social, and economic conditions or events, I shall say only a few words about this book. It seems to me that it deserves to be especially recommended to anyone wishing to understand what has happened in our days, and what is still happening in China. For some years now we have been able to read books and series of newspaper articles written by intelligent journalists who were admitted and often invited to visit Communist China : these articles and books are for the most part vivid pictures of what their authors had the opportunity to observe. Compared with these pictures from the outsider's viewpoint, Dr. Kuo's book is a penetrating analysis and a discerning explanation from the inside of the historical background of the Communist Revolution, of the new conditions created by the Communist government, and of the further projects of reform this government is pursuing, as well as of its conduct in world politics. It is an analysis from the inside : although the author left China after the Communist seizure of power to live in the U. S. A., he remains very consciously Chinese. He had a good traditional education and has to his credit the experience of an University Professor of History and that of a government official in Nationalist China, positions which allowed his critical eyes to see many shortcomings in the former conditions of his country. On the other hand, even in Communist China he senses the fundamentally Chinese ways of thought and action.

E. H. v. T.

CLARENCE J. GLACKEN, *The Great Loochoo*. A Study of Okinawan Village Life. 324 pages, in 8° (carte et illustrations). Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 1955.

La littérature ethnographico-géographique s'amplifie singulièrement depuis la fin de la dernière guerre mondiale. Le livre de M. Clarence J. Glacken apporte une

importante contribution à cette littérature. M. Glacken, actuellement assistant-professeur de géographie à l'Université de Californie a passé plusieurs mois à Okinawa en 1951 et 1952.

Okinawa tient la vedette. Des films documentaires lui ont été consacrés, montrant surtout la vie des pêcheurs. Des journalistes l'ont appelée la « pomme de discorde entre le Japon et les Etats-Unis ». Le livre que M. Glacken lui consacre vient à son heure pour nous donner des indications précieuses sur ce petit lieu du monde peu connu il y a quelques années encore.

Après une étude de géographie physique et démographique des îles Ryukyu (ou Loochoo) l'auteur en dresse un rapide historique et s'attache ensuite à la description de trois villages d'Okinawa, l'une des îles Ryukyu, présentant chacun une particularité : Matsuda, communauté forestière dans le nord de l'île ; Hanashiro, village agricole du sud ; Minotogawa, sur la côte sud, village de pêcheurs.

L'auteur s'est livré à une enquête serrée parlant le japonais avec les villageois et les officiels locaux.

La structure sociale typique d'Okinawa est basée sur le système familial qui imprègne chaque aspect de la vie tant matérielle que spirituelle. L'auteur a essayé également de dégager de son étude l'influence des civilisations chinoise et japonaise sur la culture indigène et les effets de l'occupation américaine. M. L. D.

## ERHALTENE BÜCHER · LIVRES REÇUS

G. W. BAXTER, *Index to the Imperial Register of Tz'u Prosody (Ch'in-ting Tz'u-p'u)*. Harvard-Yenching Institute Studies, XV. Cambridge (Mass.), Harvard University Press, 1956.

J. L. BISHOP, *The Colloquial Short Story in China – A Study of the San-Yen Collections*. Harvard-Yenching Institute Studies, XIV. Cambridge (Mass.), Harvard University Press, 1956.

DERK BODDE, *China's Cultural Tradition – What and Whither? Source Problems in World Civilization*. New York, Rinehart & Company, 1957.

*Chinese Thought and Institutions*, edited by J. K. FAIRBANK. Chicago, The University of Chicago Press, 1957.

BJÖRN COLLINDER, *Survey of the Uralic Languages. Grammatical Sketches and Commented Texts with English Translations*. Stockholm, Almqvist & Wiksell, 1957.

*Documents on Communism, Nationalism and Soviet Advisers in China 1918–1927*. Edited, with introductory essays, by C. MARTIN WILBUR and JULIE LIEN-YING HOW. New York, Columbia University Press, 1956.

H. H. DUBS, *A Roman City in Ancient China*. London, The China Society, 1957.